

VIII. Fazit und Ausblick

Unsere Ausgangsfrage war, wie wir kollektiv und individuell handelnd die Wirklichkeit hervorbringen, die wir Universität nennen, und wie diese Wirklichkeit innerhalb und außerhalb der Institution wirksam wird. Dieser Fragestellung folgend wurde zunächst deutlich, dass der Performanz wissenschaftlicher Forschungs-, Lehr- und Lernweisen eine große Bedeutung zukommt, die häufig unreflektiert bleibt. Unter dem Aspekt der Performativität von akademischen Wissens- und Bildungsaufführungen wurde hier eine gemeinsame Verantwortung aller Beteiligten ausgewiesen, die gemeinsam handelnd ihre Wirklichkeiten hervorbringen. Mithilfe theaterwissenschaftlichen Vokabulars konnten wir nachvollziehen, dass die Art und Weise, wie Inhalte präsentiert werden, grundlegenden Einfluss auf das Verständnis dieser Inhalte hat. Damit konnte gezeigt werden, dass auch wissenschaftliche Inhalte nicht »neutral« präsentiert oder transferiert werden können. Mit Bezugnahme auf dramaturgische Perspektiven konnten wir in den Vollzugsweisen von Wissens- und Bildungsaufführungen zwei Kategorien bestimmen: Je nachdem, wie ein Inhalt präsentiert wird, entsteht zwischen den Beteiligten eine *destruktive* oder eine *konstruktive* autopoietische Feedback-Schleife. Erstere führt zu Phänomenen der Müdigkeit und des Abschaltens, zweitere entfaltet eine Dynamik von Wachheit und gemeinsamem Forschungsdrang. In Bezug auf diese Feedback-Schleifen konnten wir feststellen, dass die liminale Phase einer Wissens- oder Bildungsaufführung, in der zwischen den Beteiligten der »performative Vertrag« verhandelt wird, als maßgeblich für die Entwicklung in die eine oder in die andere Richtung zu bewerten ist. Hier hat sich als entscheidend erwiesen, ob die Beteiligten in der Ausgestaltung ihrer autopoietischen Feedback-Schleife einer monologischen oder einer dialogischen Maxime folgen. Kommt es im Verlauf der Ausgestaltung von Wissens- und Bildungsaufführungen zu *performativen Widersprüchen*, also zu Widersprüchen zwischen den sprachlichen Inhalten und ihren performativen Vollzugsweisen, kann eine Double-Bind-Situation entstehen, die die genannten Phänomene der Müdigkeit und des Abschaltens evoziert. Bei *performativer Evidenz* zwischen sprachlichen Inhalten und performativen Vollzugsweisen entsteht hingegen eine konstruktive Atmosphäre, die Wissensaustausch und Wissensgenerierungsprozesse begünstigt.

Der Metapher einer Inszenierungsanalyse folgend wurde anschließend untersucht, welche dieser Vollzugsweisen durch strukturelle Standards und inhärente Normativitäten begünstigt oder erschwert werden. Im Hinblick auf die impliziten und expliziten Normativitäten im akademischen Betrieb konnten wir diesbezüglich das übergeordnete Phänomen der Linearisierung von Forschungs-, Lehr- und Lernweisen klassifizieren, welches primär ökonomischen Maximen folgt, die zu den wissenschaftlichen Maximen mitunter in krassem Widerspruch stehen. In der Frage danach, wie sich die Wirklichkeit einer Universität gestaltet, konnten wir das Prinzip der Linearisierung als das gravierende Gestaltungsmoment ihrer Inszenierungsvorlagen ausmachen, das monologische Maximen fördert und dialogische Maximen erschwert. Akademische Versammlungssituationen eröffnen den Beteiligten jedoch eine situative Gestaltungsmacht und damit auch das Abweichen von strukturell implementierten Normativitäten, welches die inhärenten Ziele dieser performativen Ereignisse sogar mitunter verlangen. Denn die Linearisierung von Forschungs-, Lehr- und Lernweisen fordert zwar aus ökonomischer Perspektive eine Überbetonung von Planbarkeit, die Abweichungen in ihren Vollzügen generell sanktioniert, steht damit aber in einem kritisch zu bewertenden Kontrast zur epistemologisch notwendigen Emergenz von ergebnisoffenen Forschungs- und Bildungsprozessen. Dies gilt insbesondere für geistes- und kulturwissenschaftliche Disziplinen: »Berechenbarkeit« ist nicht dasselbe wie »Wahrheit«, sondern liefert im Gegenteil häufig dann aussagelose Daten, wenn unreflektiert mit Methoden der Natur- und/oder Technikwissenschaften operiert wird. Diese lassen sich zwar besser in linearisierten Formaten abbilden, bleiben aber in ihren Ergebnissen, gemessen an geisteswissenschaftlichen Standards, unterkomplex. Das Prinzip der Linearisierung erschwert geistes- und kulturwissenschaftliche Wissensgenerierungsprozesse und führt zu einer generellen Überbetonung von Wissensreproduktion im akademischen Betrieb. Verstärkt wird diese Entwicklung durch die Art und Weise, wie digitale Systeme im universitären Zusammenhang eingesetzt werden, nämlich gleichfalls linearisierend, schriftbasiert sowie inhaltlich parzellierend und separierend. Dies hat zur Folge, dass implizite Wissensformen nicht beherbergt werden können, was in der Konsequenz zu einer Hierarchisierung von schriftlich explizierbarem, linearisiertem Wissen gegenüber allen anderen Wissensformen führt – also zu einer Hierarchisierung, von der mit Ryle und Polanyi gezeigt werden konnte, dass sie epistemologisch unhaltbar ist.

Auf der normativen Seite können demgemäß weiterführende Forschungsdesiderate formuliert werden. Meine Ausführungen stellen Kriterien zur Verfügung, die unterscheidbar machen, welche Dimensionen von Wissens- und Bildungsprozessen linear gestaltbar sind und welche nicht. Genuin performative Dimensionen von Wissens- und Bildungsprozessen sind nicht linear abbildbar und werden durch einen diesbezüglichen Reduktionismus zerstört. In der Konsequenz sollte also jede Disziplin prüfen, was dies für die Notwendigkeit einer translinearen Gestaltung

ihrer jeweiligen Praktiken bedeutet. Translineare Strategien bedeuten dabei nicht die Abschaffung (sinnvoll eingesetzter) linearer Formate, sondern die Rehabilitierung eines Verbundes vielfältiger Formate. Wird hingegen weiterhin unreflektiert dem Reduktionismus der Linearität gefolgt, laufen besonders die Geisteswissenschaften Gefahr, die generierten (und transferierten) Inhalte irrelevant werden und ins Leere laufen zu lassen. Denn für viele Inhalte sind linearisierte Formate mindestens irreführend, oder sie *machen* ihre Inhalte gerade *durch* ihre Linearisierung irrelevant. Geisteswissenschaften sind keine Naturwissenschaften, und Standardisierung heißt nicht, dass etwas relevanter ist, sondern nur, dass es besser in linearisierte Systeme passt. Für jede Disziplin gilt, dass Berechenbarkeit nicht per se identisch mit Wahrheit oder Relevanz ist. Hier sollten Verfahren entwickelt und eingeübt werden, die zu beurteilen helfen, wann und wo ein linearisiertes System sinnvoll oder schädlich ist. Berechenbarkeit ist eine zentrale ökonomische Maxime, doch was für die Wirtschaft wichtig ist, ist zunächst einmal nicht identisch mit dem, was für die Wissenschaft wichtig ist. Die gegenwärtige Abhängigkeit der Wissenschaft von der Wirtschaft erfordert ein neues Ethos der Beteiligten, das verhindern muss, dass sich diese Abhängigkeit zulasten wissenschaftlicher Qualität in Forschung und Lehre gestaltet. Zudem ist auch für gute Wirtschaft gute Wissenschaft wichtig – und nicht nur umgekehrt. Hier ist also zunächst einmal weniger eine Oppositionshaltung gefragt, als vielmehr die generelle Notwendigkeit einer Haltung gegeben, für die die Verantwortlichen weder zu beschäftigt noch zu ängstlich sein dürfen. Aktuell gilt es, großen gesellschaftlichen Herausforderungen zu begegnen, und es wäre fatal, wenn diejenigen, die damit beauftragt sind, Diskurse zu entwickeln und Haltungen auszuarbeiten, nur damit zu tun hätten, detaillierte Kosten- und Zeitpläne für Drittmittelprojekte zu erstellen.

Mit Blick auf die Frage, welche Wechselwirkungen universitäre Praktiken außerhalb der Institution zeigen, sind ihre Linearisierungstendenzen als problematisch einzustufen. Die Überbetonung von Wissensreproduktion und die einhergehende Hierarchisierung der Wissensformen zulasten performativen Wissens stehen im Widerspruch zur akademischen Verantwortung, Expertisen in Bezug auf das Vermögen der Urteilskraft herauszubilden, welches als genuin performatives Vermögen herausgearbeitet wurde. Hier gilt es, Akademiker*innen als gesellschaftliche Entscheidungsträger*innen auszubilden, die nicht nur Informationen auswendig aufsagen können, sondern tatsächlich imstande sind, komplexe Entscheidungen zu treffen. Die impliziten und expliziten Imperative von Linearisierungsprozessen zeigen darüber hinaus eine gesellschaftliche Wechselwirkung in Bezug auf die normativen Aspekte des Zusammenhangs von Bildung und Menschenbild, die mit diskussionswürdigen Implikationen einhergehen, wie anhand des Filmbeispiels *I, Daniel Blake* in der Interaktion zwischen einem herzkranken Menschen und den linearisierten Vollzugsweisen der zuständigen Ämter anschaulich wurde. Die der Linearisierung prinzipiell inhärenten

Sanktionen der Abweichungen vom Standard sind in diesem Zusammenhang als ethisch inakzeptable Entwicklungen zu bewerten. Auch hier konnten wir eine Wechselwirkung mit der Art und Weise feststellen, wie digitale Systeme in Form von Social Media und Unterhaltungsplattformen agieren, nämlich die Begegnung mit Bekanntem fördernd und die Begegnung mit Fremdem erschwerend. Anhand dieser Phänomene verfestigt sich gesamtgesellschaftlich eine Hierarchisierung von Bekanntem und Fremdem, die die Gefahr einer prinzipiellen Entwertung des Fremden birgt, was wir aktuell in rechtspopulistischen Strömungen gespiegelt finden können. Eine wirksame Gegenmaßnahme sehe ich in einer Neubetrachtung der Anthropologie in Abgrenzung zur Maschine. Es ist notwendig, das Vermögen von Maschinen, Regeln ohne Abweichungen zu folgen, mit dem Vermögen – und ggf. sogar der Pflicht – des Menschen zu kontrastieren, im Sinne der Urteilskraft situativ begründete Ausnahmen zu erwirken.

Auf der konstruktiven Seite wurde eine Ethik des Performativen und der Translinearität plausibilisiert, die mit einer Enthierarchisierung der Wissensformen und einer geteilten Verantwortung in Bezug auf die Gestaltung von Wissens- und Bildungsaufführungen operiert. Diejenigen Beispiele akademischer Veranstaltungen, in denen sich die Beteiligten von Austauschprozessen im performativen Vollzug leiten ließen, zeugten von einer wechselseitigen Wertschätzung der individuellen Zugänge, die wiederum zu einem kollektiven Wissensgenerierungsprozess führten. Auf dieser Grundlage können wir den Entwertungen von emergenten Verfahren, heterogenen Wissensformen und menschlicher Diversität gezielt entgegenwirken, die mit Linearisierungsprozessen einhergehen. Die Rehabilitation dieser Grundwerte kann sich also durch die gemeinsam gestaltete Performativität von akademischen Versammlungssituationen ereignen, die einer dialogischen Maxime ihres Vollzugs folgen und performative Evidenz anstreben. Performative Strategien ermöglichen uns eine Wahrnehmungsschule, die einen Alternativsinn in Bezug auf die Standards akademischer Inszenierungsvorlagen bewirkt und dadurch auch umgekehrt in der Lage ist, implizite Normativitäten sichtbar und somit verhandelbar zu machen. Dies befördert insgesamt das Vermögen, akademische Versammlungssituationen wie Konferenzen und Lehrveranstaltungen zu gestalten, die an dialogischen Maximen ihres Vollzugs orientiert sind. Zugleich eröffnet uns eine solche Ethik des Interagierens auch die Möglichkeit der Neubewertung des Verhältnisses von Planung und Emergenz sowie eine gleichwertige Anerkennung unterschiedlicher Wissensformen. Anhand des plausibilisierten Vokabulars wird dabei eine Urteilsfähigkeit im Hinblick auf akademische Inszenierungsvorlagen möglich, die eine differenzierte Betrachtung von äußeren Beschränkungen und intrinsischen Motiven zulässt. Meine Forschungsergebnisse zeigen auf, dass unsere Unterscheidungsfähigkeit diesbezüglich ins Hintertreffen geraten ist, stellen aber gleichzeitig Handwerkszeug zur Verfügung, unterschiedliche Arten von Beschränkungen zu unterscheiden.

Die Erkenntnis, dass Wissens- und Bildungsaufführungen von allen Beteiligten gemeinsam hervorgebracht werden, geht also mit einem normativen Appell einher, der die Gestaltungsmacht und damit auch die Verantwortung aller Beteiligten in den Fokus rückt. Das gilt sowohl für analoge als auch für digitale Formate. Wie sich Wissens- und Bildungsaufführungen gestalten, hängt im Sinne der Autopoiesis sowohl von allen gemeinsam als auch von jeder einzelnen Person ab. Hier appellieren meine Ergebnisse für ein differenziertes Fragen von Lehrenden und Lernenden nach der Art der empfundenen Beschränkungen: Wo haben wir Angst, wann sind wir müde, wann haben wir abgeschaltet, obwohl wir mutig sein und Forschungsdrang und Bildungslust entwickeln könnten? Wann müssen wir Inszenierungsvorlagen kritisch begegnen und wann einem intrinsischen Fatalismus? In diesem Zusammenhang dekonstruieren meine Ausführungen den Topos einer gesellschaftlichen Depression und bringen ihn mit dem Mangel an empfundenen Mitgestaltungsmöglichkeiten (Roschewitz), mit der als aussichtslos empfundenen Konkurrenz zu maschinellen Vermögen (Bunz) sowie mit der empfundenen Isolation im Sinne fehlender Austauschprozesse (Negt) in Verbindung. In Bezug auf die verantwortlichen Dynamiken werden hier konkrete Gegenvorschläge aufgezeigt, die theoretisch begründete Alternativen zum Status quo darstellen. Bezogen auf eine Enthierarchisierung der Wissensformen wird ein neues Verständnis der Erhaltung von Wissen in Form einer Differenzierung von Archiv- und Repertoirewissen (Taylor) vorgestellt, worin gleichzeitig ein interagierender Modus Operandi Begründung findet, der die von linearisierten Formaten abweichenden Dimensionen menschlicher Interaktion auch in Bezug auf Wissenserhaltung rehabilitiert.

Die gewonnenen theoretischen Erkenntnisse konnten in Form einer exemplarischen Rücküberprüfung in der praktischen Anwendung am Beispiel der Veranstaltungsdramaturgie der 3. internationalen Performance-Philosophy-Konferenz bezüglich ihrer Wirkmacht verifiziert werden. Gleichzeitig gestalte ich in diesem Vorgehen eine Antwortmöglichkeit auf die Frage aus, was Performance Philosophy sein kann. Die in der Veranstaltungsdramaturgie implementierte Transdisziplinarität von philosophischen und performativen Zugängen führte – gemeinsam mit der Aufwertung eines kollektiven Diskurses und einer dezidiert dialogischen Maxime im Vollzug der Veranstaltung – zu einem interaktiven Prozess der Wissensgenerierung. Hier wurden in actu die Praktiken der beteiligten Disziplinen reflektiert und zur Verhandlung gebracht. Unter den Beteiligten entstand so eine konstruktive autopoietische Feedback-Schleife, die epistemologische Wirkmacht entfaltete und zu performativer Evidenz führte.

Diese Ergebnisse sind gewissermaßen gleichzeitig eine Kritik und eine Hoffnung für jede*n Einzelne*n und alle gemeinsam: Dramaturgien von Wissens- und Bildungsaufführungen sind gestaltbar und hängen in ihrem Glücken oder Scheitern in erster Linie vom Ethos ihres Vollzugs ab. Hierzu müssen die Beteiligten den Mut fassen, aktuell aus der Mode gekommene Sinnfragen neu zu stellen. Die

Frage an uns selbst und an andere wäre dann, ob wir eine Tätigkeit als sinnvoll oder sinnlos bewerten. Das bedeutet nicht *mehr* Arbeit, sondern für *andere* Arbeit zu plädieren. Es ist ein Unterschied, ob wir uns fragen, wie wir morgen all unsere Arbeit erledigen können, oder wie die zu erledigenden Arbeiten sinnvoll(er) gestaltet werden können. In diesem Zuge muss den Praktiken Experimentierfreude zugestanden werden. Dazu ist es unabdingbar, dass die verschiedenen Disziplinen – und erst recht die Wissenschaftler*innen und Dozierenden derselben Disziplin – zu einer dialogischen Maxime zurückfinden. Eine solche Maxime muss sowohl untereinander als auch in der gemeinsamen Arbeit mit Studierenden gelten – und ebenso in Bezug auf Forschungsfragen, die sich wiederum stärker in Dialog mit gesellschaftlichen Fragestellungen setzen müssen. Auf diese Weise können sich die Akteur*innen von Wissens- und Bildungsprozessen gegen die Dynamik von Müdigkeit und Angst in den Institutionen verbünden. Hierzu ist es notwendig, dass wir uns unsere gesellschaftliche Verantwortung bewusst machen, d.h. in erster Linie reflektieren, wie sich unsere Bildungspraktiken gesamtgesellschaftlich auswirken, z.B. in der Frage, welches Menschenbild wir propagieren. Abweichungen dürfen nicht länger per se sanktioniert werden. Das widerspricht unserer anthropologischen Ethik genauso wie den Maximen von Wissenschaftlichkeit und Bildung. Auch gibt es keinen vernünftigen Grund, digitale Linearitäten analog zu reproduzieren. Wir sollten vielmehr die Versammlung nutzen, um in actu die Dinge zu *tun*, die sich nicht in lineare Formate übertragen lassen, sondern in personaler Interaktion stattfinden müssen. Dazu bedarf es einer Wiederaufwertung der Bedeutung von Diskurs, Urteilkraft und Performativität in Wissenschaft und Bildung. Wir müssen unterscheiden lernen, welche Form wofür sinnvoll ist. Auch das E-Learning muss demgemäß weiterentwickelt werden, und gleichzeitig muss gefragt werden, wofür die Zeiträume, die dann frei werden, anders genutzt werden können. Die Entwertung von Praktiken, die nicht durch linearisierte digitale Methoden transportiert werden können, ist ein hanebüchener Fehlschluss, dem wir vehement entgegenwirken müssen. Dabei sollten wir uns Rat bei denjenigen Wissenschaftler*innen und Künstler*innen holen, die ihre Widerständigkeit bisher aufrechterhalten haben, und sie als Pionier*innen betrachten, die uns zeigen, wie ein translineares Wechselspiel funktionieren kann.

Besondere Beachtung verlangt dabei das Phänomen der performativen Widersprüche, das wir in der Ausgestaltung von universitären Forschungs-, Lehr- und Lernweisen ausfindig machen konnten. Wir leben in einer Zeit, in der wir uns notwendigerweise in performative Widersprüche verwickeln, nicht nur in Bezug auf akademische Wissens- und Bildungsaufführungen. Viele unserer Überzeugungen stehen notwendig im Widerspruch zu unseren Handlungen. Jede*r von uns unterstützt jeden Tag Ausbeutungen von Menschen, Tieren und Umweltressourcen, die wir ethisch gleichzeitig nicht gutheißen. Auch die Zeit selbst ist in diesen Widersprüchen gefangen, denn wir alle leben in verschiedenen Zeitzusammenhängen,

den analogen und den digitalen. Die digitalen Strukturen sanktionieren in ihrer gegenwärtigen reduktionistischen Linearisierung dabei gerade solche Abweichungen, die wir gesamtgesellschaftlich brauchen würden, um unseren performativen Widersprüchen auf die Spur zu kommen. Jede*r von uns hat aber einen Handlungsspielraum, und wir müssen in unserem Alltag prüfen, wo wir uns in voraus-eilendem Gehorsam selbst beschneiden und wo es die Strukturen sind, die wir umgestalten müssen, wo es also innere und wo es äußere Bedingtheiten sind, die wir verändern sollten. Es ist nicht akzeptabel, unsere Menschen- und Weltbilder diesen Strukturen anzupassen, sondern wir müssen umgekehrt danach streben, die Strukturen unseren Menschen- und Weltbildern anzugleichen. Ich habe ein Vokabular erarbeitet, mit dem wir das tun können, und Zusammenhänge skizziert, in denen es Anwendung finden sollte. Hier besteht jedoch großer Forschungs- und Handlungsbedarf, dem wir in unserer Verantwortung als Wissensschaffende gerecht werden müssen. Meine Forschung gibt Hinweise, wie wir ihn gestalten können: Die angeführten Beispiele von abweichendem Verhalten zeigen, wie fruchtbar es sich gestaltet, wenn wir unseren Alternativsinn aktiv werden lassen, statt ihn zu amputieren. Wenn wir an den Universitäten anders unterrichten und anders forschen, hat das eine ansteckende Wirkung auf alle anderen gesellschaftlichen Bereiche – wie wir aktuell in einer Negativspirale beobachten können. Das heißt aber gleichzeitig, dass es ebenso in einer Positivspirale funktionieren würde.

In diesem Sinne geben meine Untersuchungen eine fragende Antwort auf die Bedeutung unserer kollektiven Handlungen im Sinne einer Performance Philosophy. Die Beschäftigung mit unserer Performativität, dem Verhältnis von Form und Inhalt, ist eine zutiefst normative – und damit gesellschaftspolitische – Angelegenheit. Diesbezüglich mache ich einen Vorschlag zur Transdisziplinarität und, damit einhergehend, zu einer Enthierarchisierung der Wissensformen, die sich durch translineare Verfahren umsetzen lässt. Jede Disziplin ist prinzipiell auf jede andere bezogen und daher mit ihr in Dialog zu bringen. Die Parzellierungen der Disziplinen sind dann – temporär – sinnvoll und richtig, wenn ihre Einsichten und Aussichten auch wieder miteinander in Berührung gebracht werden. Die performative Wende lehrt uns, dass wir nicht nur unsere Inhalte stetig erneuern müssen, sondern auch unsere Formen, unsere Handlungsweisen und unsere Denkweisen. Was Wissenschaft ist, bestimmt sich durch die Wissenschaftler*innen und ihren kollektiven Diskurs. Dafür müssen wir aber auch einen kollektiven Diskurs führen. Hier können wir uns an Negt orientieren, wenn er sagt: Wir haben als Einzelne keinen Einfluss auf die New Yorker Börse, aber auf unser Handlungsumfeld. Wir haben Gestaltungsmacht in Bezug auf die Lebensbereiche, in denen wir agieren, und im Dialog mit anderen können wir sie gemeinsam gestalten. Wir können und sollten also sinnvoll fragen: »Welches Thema verlangt nach welcher Form?«, »Welche Forschungs-, Lehr- und Lernweisen können wir erfinden oder wieder auf-führen?«, »Welche neuen Schreibformen kann es geben, welche Konferenzdrama-

turgien?«, »Welche Unterrichtsmethoden passen zu welchen Erkenntnissen?«. Der Topos von einer neutralen Form muss überwunden werden, damit wir diese Gestaltungsmacht nutzen lernen. Auch Zahlen sind nicht objektiv, und kein Algorithmus operiert neutral gegenüber seinem Inhalt. Die Subjektivität unserer Zugänge ist daher insgesamt transparent zu machen und als Qualitätsmerkmal zu verstehen. Unsere Bewertungen sind dabei gerade nicht an denen der Maschine zu orientieren. Wir haben gesehen, dass Maschinen Regeln befolgen, während Menschen auch das Vermögen zur situativ begründeten Ausnahme besitzen. Wir haben also einen sechsten Sinn, den Alternativsinn oder Möglichkeitssinn. Darin besteht ein anthropologisches Alleinstellungsmerkmal. Es ist weder möglich noch wünschenswert, ihn auszumerzen, damit wir besser in linearen Systemen abbildbar sind. Im Gegenteil sollten wir größte Sorgfalt auf die Gestaltung dessen legen, was *nicht* maschinell abbildbar ist, denn vor allem darin bestehen unsere Expertise und unsere Verantwortung. Fragen der Performativität von Wissens- und Bildungsprozessen dürfen nicht länger als Orchideenwissenschaft missverstanden werden, die additiv zu den bestehenden Fragestellungen agiert. Die vorliegenden Ergebnisse zeigen unmissverständlich, dass das Gegenteil der Fall ist: Performativitätsforschung ist notwendige Grundlagenforschung für jede Disziplin.